

Annemarie Stoltenberg
Magie des Lesens



Annemarie Stoltenberg

Magie des Lesens

Die schönsten Geschichten
über die Liebe zum Buch

Mit Illustrationen von Tanja Kischel

RECLAM 



*Ich kann keinen Grund sagen ohne Worte,
und Worte sind so zwiespältig, dass die Bedeutung immer
zwischen ihnen durchfällt.*

SHAKESPEARE, »WAS IHR WOLLT«, III, I



Inhalt

Man muss schon einen Grund haben
zum Umblättern 11

MAN LIEST NUR AUS LIEBE

GÜNTER DE BRUYN

Wie ich zur Literatur kam 22

CHARLES DANTZIG

Wozu Lesen? 29

URS WIDMER

Vom Fenster meines Hauses 33

CHRISTOPH MARTIN WIELAND

Koxkox und Kikequetzel.

Eine mexikanische Geschichte 41

TATJANA HAUPTMANN

Die! 53

FLÜGEL FÜR DIE PHANTASIE

JOHANN WOLFGANG GOETHE

Dichtung und Wahrheit 58

SIEGFRIED LENZ

Meine erste Lektüre 61

INGVAR AMBJØRNSEN

Elling zum Thema: Die Bildungsinitiative 69

HANS FALLADA

Damals bei uns Daheim 75

NAHRUNG FÜRS GEHIRN

ALFRED ANDERSCH

Sansibar oder der letzte Grund 86

E. T. A. HOFFMANN

Der Elementargeist 89

HEINRICH HEINE

Einleitung zum »Don Quixote« 94

BÜCHER DÜRFEN MANCHMAL AUCH ZWICKEN

JEAN-JACQUES ROUSSEAU

Émile 110

PETER ALTENBERG

Werthers Leiden 114

HANS PAASCHE

**Die Forschungsreise des Lukanga Mukara
ins Innerste Deutschlands** 117

ANNEMARIE STOLTENBERG

Bücherheirat 123

LESEN ALS TROSTSUCHE

ANNA ACHMATOWA

Unsrer Nichtbegegnung denkend 130

MARCEL PROUST

Auf der Suche nach der verlorenen Zeit 133

GUSTAVE FLAUBERT

Madame Bovary 144

CHARLOTTE BRONTË

Jane Eyre 148

SPANNUNG ZWISCHEN ZWEI BUCHDECKELN

RAINER MARIA RILKE

Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge 154

KURT TUCHOLSKY

Die letzte Seite 161

VIRGINIA WOOLF

Der gewöhnliche Leser 167

ALLEINE BEIM LESEN LAUT LACHEN

HENNING VENSKE

Pupsi und der Tortenmord 172

EGON FRIEDEL

Vorurteile 177

PHILIPPE DELERM

Der erste Schluck Bier 187

WER LESEN KANN, IST NIE EINSAM

MARTIN WALSER

Liebeseklärungen 192

JOHANN RUDOLPH GOTTLIEB BEYER

**Über das Bücherlesen, in so fern es zum Luxus
unsrer Zeiten gehört** 199

RAINER MARIA RILKE

Gedichte 210

MICHEL DE MONTAIGNE

Essais 213

KURT TUCHOLSKY

Die Aussortierten 217



Man muss schon einen Grund haben zum Umblättern

Ganz deutlich erinnere mich an das erste Buch, das ich geliebt habe. Ich bekam es in einer öffentlichen Bücherei, wo eine Bibliothekarin mit Güte und Geduld uns Kindern vorlas. Eine Wärmequelle war das und eine Gabe für die Zukunft. Es war ein Bilderbuch mit Schwarzweißfotos. Auf dem ersten Bild spielte ein kleines Mädchen im Nachthemd vorne auf den Stufen eines Hauses, auf dem nächsten lag es krank im Bett; es hatte sich an dem Abend erkältet. Die Puppe, die schon für den Geburtstag am folgenden Tag bereit gelegen hatte, machte sich auf den Weg in den Wald, um ein Medikament für das Kind zu suchen, einen Kräutertrank, damit es seinen Geburtstag doch noch würde feiern können. Vielleicht klingt es sonderbar, aber das verbinde ich bis heute mit Büchern. Sie bedeuten: Wärme und Zuwendung. Sie können für Hilfe in der Not sorgen und Auswege aus kniffligen Lagen zeigen. Ich habe nicht selten in schwierigen Situationen weinend angefangen zu lesen und mich getröstet gefühlt. Manchmal haben Bücher dafür gesorgt, dass ich die Kraft hatte, überhaupt weiter zu atmen.

Zu unseren immer wieder neu verblüffenden Leseerfahrungen gehört, dass man im Gespräch mit anderen Leserinnen und Lesern erfährt, wie sehr jeder sein eigenes, also ein je anderes Buch liest. Das gleiche gilt für Bücher, die man nach Jahren noch

einmal zur Hand nimmt. Auf jeder Seite möchte man ausrufen: »Das habe ich noch nie zuvor gelesen!« Und die Unterstreichungen und Randbemerkungen? »Die können nicht von mir stammen.« Wir sind inzwischen nicht mehr die Menschen, die das Buch einmal gelesen und dabei etwas Bestimmtes empfunden haben. Im Reden über Literatur können wir nur von uns selbst sprechen – von unserem Selbst zu einer bestimmten Zeit. Lesend begeben wir uns auf die Suche nach uns selbst. Es braucht manchmal andere, um zu sehen, was unseren eigenen Augen entgangen ist. Lesend suchen wir in den Tönen, Bildern, Worten, was diese anderen gesehen haben müssen und wozu wir selbst keinen Zugang mehr finden konnten. Oder wir finden Verständnis für Menschen, die wir lieben, deren Verhalten uns aber rätselhaft oder gar verstörend erscheint. »Die Möglichkeit allgemeiner Wirkung beruht auf dem Beispielhaften, das der Künstler seinem individuellen Fall zu geben vermag.« So formulierte es einmal der Schriftsteller Günter de Bruyn. Und weiter: »Scheinbar paradoxerweise wird das nicht erreicht durch Allgemeinheit der Darstellung. Ganz im Gegenteil: Gerade das Konkrete, Individuelle, Zeit- und Ortsgebundene kann einer Geschichte die Genauigkeit und Stimmigkeit geben, die sie exemplarisch macht und damit nacherlebbar, auch in anderen Ländern, auch in späteren Zeiten.« Literatur schafft also Gefühle, die Menschen miteinander teilen. Erst und gerade dann, wenn ein Text Persönlichstes rückhaltlos darstellt, kann er auch für andere Menschen Gültigkeit haben. Das bedeutet, Lesen ist auch ein gestalterischer Prozess und hat durchaus autobiographische Aspekte. Lesend legen wir ein Stück unseres eigenen Lebens mit in den Text.

Als junge Frau habe ich mit Feuereifer Weltliteratur gelesen, Reclamhefte waren in jeder Tasche, ohne ein Buch ging es nie aus dem Haus. Es hätte immerhin sein können, dass einem unter-

wegs etwas passierte, man zum Beispiel in der Notaufnahme auf das Röntgen warten müsste – und da wäre doch ein Buch die einzige Ablenkung oder gar Hilfe gewesen.

Man kann lesen, und parallel kann sich noch etwas ereignen. Es gibt wenig so hoch Befriedigendes wie mit einem passenden Buch in einer Bahn zu sitzen. Es geht vorwärts (oder auch nicht – auf jeden Fall passiert etwas) und gleichzeitig kann man vor sich hindösen, nachdenken, aus dem Fenster schauen – oder sich eben einem Buch hingeben. Dann hat man dieses Hochgefühl, zwei Dinge gleichzeitig zu erledigen. Eine Entfernung wird bewältigt, und ein Text wird gelesen. Ich erinnere mich an einen Glücksmoment, als ich in Bremen in eine Regionalbahn umstieg, um nach Lilienthal zu gelangen. Just da flog in dem Roman, den ich dabei hatte, ein Junge mit einem selbstgebauten Flugzeug über Lilienthal! Unten sitzend konnte ich so alles gleichzeitig auch von oben begucken.

Beim Gehen zu lesen, war in meiner Jugend auch noch eine Option. Ich ging damals gerne mit einem Buch in der Hand von der Schule nach Hause. Dort angekommen war ich an einem Tag vollkommen in Tränen aufgelöst, weil ich unterwegs Tschingis Aitmatows *Dshamilja* gelesen hatte. Meine Mutter wollte sich wutentbrannt bei der Buchhändlerin beschweren, was für Bücher sie mir denn verkaufe!?! Aber ich versicherte ihr: Die Geschichte (laut dem französischen Dichter Louis Aragon die schönste Liebesgeschichte der Welt) sei wunderbar.

Von zu Hause ausgezogen in die berühmte weite Welt, fand ich mich in einer Unterkunft ohne Waschmaschine wieder. Die Wäsche musste per Hand gewaschen werden: schrubben, spülen, wringen ... Für den Waschvorgang ging ich am liebsten mit einem Buch in der Hand auf der eingeweichten Bettwäsche in der Badewanne auf und ab. Und so war es keine verlorene Zeit, sondern gewonnenes Vergnügen.

Der Schriftsteller Elias Canetti erzählt in seinen Erinnerungen von einem Besuch der Philosophin Iris Murdoch. Sie war an dem Tag sehr unglücklich und verzweifelt, wollte aber abends unbedingt und trotz des Nebels wieder nach Hause fahren. Er begleitete sie bis zum Bahnhof und gab ihr als Reiselektüre ein kleines Buch über einen australischen Vogel, den legendären *Leierschwanz*, mit. Er ließ sie anschließend allein, dachte aber im Weggehen besorgt, ob er sie ohne Begleitung auf den Zug warten lassen konnte. Er kehrte noch einmal um, doch da saß sie schon auf der Bank und blätterte überglücklich in dem Buch, das er ihr geschenkt hatte. Das richtige Buch für den richtigen Moment.

Manchmal hat man das Gefühl, Bücher finden von allein ihre Leserinnen und Leser, um sich dann zu einem Reflexionsgebilde von eigenen Gnaden zu entwickeln und mit der Lebensgeschichte der Lesenden zusammen in einen Texthimmel zu wachsen, dessen Erschließungskraft, Weite und Unaufhörlichkeit, wie es der Schriftsteller Wilhelm Genazino einmal formulierte, die Lesenden nicht mehr verlassen werden.

Ich habe einen Stapel Bücher rund um das Thema Geburt gelesen, als ich mit 20 Jahren schwanger und ziemlich einsam war. Ich habe noch größere Stapel über Kindererziehung gelesen, als ich eine überforderte, alleinerziehende Mutter war, und mich immer wieder beruhigt gefühlt, wenn das, was gerade geschah, in den Ratgebern besprochen wurde. Ich habe mit dem britischen Autor Allen Carr dreimal aufgehört zu rauchen und ein Buch von Daniel Schreiber über Alkoholabhängigkeit mindestens 14-mal gelesen, um es danach monatelang für Notlagen zum wiederholten Lesen immer bei mir zu tragen, bis ich es geschafft hatte und ohne das Buch zurechtkam.

Bücher muss man nicht unbedingt sammeln oder besitzen. Bücher gehören nach meinem Verständnis in den Umlauf. Man sollte sie möglichst dann bekommen, wenn man sie braucht.



Und zur Not kann man sie fast alle neu beschaffen, wenn sie verschusselt, verstellt oder verschenkt worden sind.

Für manche Kinder ist Bildung etwas, das in ihrem Elternhaus ganz selbstverständlich da ist, andere erkämpfen sich ihren Aufstieg, ihren Ausweg aus der Armut schon früh ganz bewusst durch emsiges, bienenfleißiges Lesen, weil sie irgendwann begriffen haben, dass dies eine Leiter heraus aus dem Elend sein kann. Kleine Katastrophen sind es nach meinem Verständnis, wenn es nicht gelingt, einem Kind in der Schule Lesen und Schreiben beizubringen. Man kann in unserer modernen Welt nicht ohne fremde Hilfe und staatliche Unterstützung leben, wenn man diese Kulturtechnik Lesen, wie es heute so schön heißt, nicht beherrscht. Die Erziehungswissenschaftlerin Mechtild Dehn hat vor vielen Jahren schon auf dieses drängende Problem aufmerksam gemacht, weil es viel zu oft nicht bei jedem Kind gelingt, ihm in der Schule Lesen und Schreiben beizubringen. Sie forderte Unterstützung für das Lehrpersonal beim Unterrichten jener Kinder, denen das Lesen schwerer fällt als an-

deren. Bei einer öffentlichen Veranstaltung führte sie ihr Forschungsprojekt zu diesem Thema vor. Auf der Bühne saßen Kinder, die sehr gekonnt aus Kinderbüchern vorlasen, mal flüssiger, mal etwas holperiger. Dann kam das Kind an die Reihe, um das es anscheinend ging. Ein Junge, der es beinahe nicht geschafft hätte. Er begann zu lesen, mit großer Anstrengung, was ihm offenbar viel Mut und Kraft abverlangte. Und dann las er eine Geschichte von einer kleinen, einsamen Maus, die in den Wald ging und dort Freunde fand, die es ihm leichter machten und ihm helfen konnten. Plötzlich ging es: dieses Lesen. Der Junge erkannte sich selbst in dem Text wieder. »Das bin ja ich! Ein Menschenkind, das es schafft.« Vielleicht haben alle im Saal in diesem Augenblick etwas verstanden.

Bin ich zu romantisch? Wer weiß. Aber fest steht, dass Kinder, die alle Buchstaben und Entzifferungsregeln gelernt, das verborgene Leben der Wörter erfasst und die verschiedenen Verständnisprozesse ins Rollen gebracht haben, eine neue Welt erobern und die Erfahrung machen, dass Lesen Gefühle hervorrufen kann. In manchen Kindern, nicht in allen, wächst eine lebenslange, leidenschaftliche Liebe zum Lesen. Sie werden zu kompetenten, verstehenden Leserinnen und Lesern und haben so eindeutig mehr Chancen. Sie haben ein Lebensgeschenk bekommen. Jede Bibliothekarin oder jeder Bibliothekar kann davon erzählen, welch Jubel und welch besondere Energie herrschen, wenn eine Kindergartengruppe zum ersten Mal die Bücherei stürmt und entdeckt, was für Abenteuer, Geschichten und Märchen, Prinzen und Prinzessinnen hier darauf warten, wachgeküsst zu werden.

Der französische Schriftsteller Daniel Pennac, der als Kind eine Lese- und Schreibschwäche und unendliche Mühe beim Lernen hatte, besteht auf den unantastbaren Rechten eines Lesers. Man darf sich eben auch entscheiden, nicht zu lesen, man darf Sei-

ten überspringen, man hat das Recht, ein Buch nicht zu Ende zu lesen, man darf es noch einmal lesen, lesen was man möchte, überall lesen, laut lesen und sogar das Lesen gelegentlich mit dem Leben verwechseln. Selbst die besten Bücher dürfen beiseite gelegt werden, wenn das Leben nach einem ruft und eigene Abenteuer zu überstehen sind.

Viele Menschen lesen nur abends vor dem Einschlafen. Im Grunde bedeutet das, dass wir unser Gehirn dahin trainieren, dass Bücher eine Art Schlafmittel sind. Das ist schade. Die klaren, hellwachen Stunden des Tages wären viel besser zum Lesen geeignet. Zumindest in den Ferien gelingt das vielen. Wer allerdings zuvor wochenlang kein einziges Buch zur Hand genommen hat und dann mit einem Bücherstapel in den Urlaub fährt, wird enttäuscht sein. Lesen bedeutet auch Übung. Sich auf einen umfangreichen Roman einzulassen, sich auf den Text konzentrieren zu können, ist eine Fähigkeit, die man gewöhnt sein muss. Man erinnere sich an die Schulzeit: Nach sechs Wochen Schulferien hatten wir an den ersten Tagen Mühe mit dem Schreiben; die Finger waren einfach noch zu ungelentk. Und so ist es auch mit den lesenden Augen. Selbst bei Büchern, die uns gut gefallen und Freude machen, klappen die Augen zu, man nickt darüber ein, der Text wandert in unsere Tag- oder Nachtträume und manchmal ist es dann auch schwer, zum Text zurückzukehren. Man kann trainieren, einen Marathon oder sieben Kilometer durch Wald und Wiesen zu laufen, und ebenso kann man das Lesen trainieren.

Theoretisch kann es auch passieren, dass das Leben über den Büchern vernachlässigt wird. Aber das ist in Wirklichkeit eine geringe Gefahr, die nur sehr selten bedrohlich wird. In den schlimmsten Fällen raubt die Literatur nur etwas vom eigenen Nachtschlaf. Als echter Bücherwurm habe ich, wie viele Kinder noch in den 60er Jahren, heimlich unter der Bettdecke oder an

der Tür stehend mit einer Hand am Lichtschalter gelesen, um das Licht auszumachen, sobald an der Wohnzimmertür ein Geräusch zu hören war. Seltsam, dieses verbotene Lesen. Manchmal denke ich, man sollte Kinder nicht andauernd ermahnen oder ermuntern zu lesen, sondern das Lesen konsequent verbieten, damit es interessanter für sie wird.

Man verliebt sich beim Lesen auch in das Buch als Gegenstand. Man kann es anfassen, seine Herstellung bewundern, das Papier mögen, den Duft der staubigen Seiten einatmen und diesen schöner als Blumenduft finden. Aber, es sei geklagt, gejammert und gepfiffen, man liest auch viel Überflüssiges. Auf manche Bücher, die man erst voller Vorfreude und dann bald nur noch aus einem eigentümlichen Pflichtbewusstsein heraus zu Ende gelesen hat, hätte man besser verzichten sollen. Verschwendete Lebenszeit? Aber vielleicht stimmt das nicht. Vielleicht lernt man dabei etwas über den Unterschied zwischen guter und schlechter Literatur. Oder erinnert sich an die Notwendigkeit, Überblick und einen Maßstab zu finden. Doch immer wird das Gefühl des Viellesers bleiben, etwas Wichtiges versäumt zu haben.

Wer aus beruflichen Gründen liest, vieles lesen muss, entwickelt noch andere Marotten. Niemand kann wie eine Maschine lesen und sachlich darüber urteilen. Manche verlieren ihre Liebe zum Lesen über dem Beruf und können sie erst zurückerobern, wenn es nicht mehr eine Arbeit ist, die viele Stunden am Tag beansprucht. Meine Arbeit betreffend kann ich immer wieder nur die von Georg Christoph Lichtenberg stammende Frage wiederholen: »Wenn ein Kopf und ein Buch zusammenstoßen und es klingt hohl, ist denn das allemal im Buche?« Es macht für mich keinen Sinn, Bücher zu lesen, die ich nicht mag. Vielleicht gefallen sie ja anderen.

Mein großer Held ist Herr Felix in dem Film *Zurück an den Absender*, der (gespielt von Rudolf Platte) als Packer in einem

Verlag arbeitet und den Autorinnen und Autoren die abgelehnten Manuskripte zurückschicken soll. Er nimmt sie aber stattdessen nach der Arbeit mit nach Hause, liest sie und schreibt den Autorinnen und Autoren liebenswerte, einfühlsame Briefe, in denen er sie gelegentlich dazu ermuntert, weiter zu schreiben. Irgendwann wird sein Tun bemerkt. Er hat im Verborgenen ein echtes Talent entdeckt und wird nun vom Packer zum Lektor befördert. Da verliert er allerdings umgehend die Fähigkeit, Manuskripte zu beurteilen – plötzlich ist er kein echter, begeisterungsfähiger Leser mehr. Wer mit Büchern in seinem Beruf zu tun hat, hat diesen Weg gewählt, weil er oder sie weiß, dass hier das Glücksgefühl nicht im umgekehrten Verhältnis zur Arbeitszeit steht und die Zufriedenheit nicht nach der Höhe des Stundenlohns gemessen werden kann. Vielleicht ändert es sich ein wenig in Zeiten, in denen die berühmten Algorithmen auch die Entscheidungen im Handel mit Büchern bestimmen. Aber es bleibt gleichwohl dabei, dass der Mensch nicht von Brot allein lebt, sondern von Glück, Ehre, Würde, Poesie, Geist und Schönheit.

Also, ich versuche, die Bücher als Freunde zu betrachten, die ich mir unter vielen gut aussuche. Ich kann nicht jedem Buch meine Zeit widmen, ebenso wie ich mich nicht mit jedem Menschen und dem dazugehörigen Lebenslauf und der Familie beschäftigen kann. Wie bei Freunden lasse ich mich auf ihre besondere Geschichte ein, nehme sie mit in mein Leben und versuche dann, anderen davon zu erzählen – so wie ich hier Geschichten über die Magie des Lesens ausgesucht habe. Warum und zu welchem Zweck lesen wir? Es gibt viele Gründe dafür, keiner ist eindeutig, aber alle sind gut.